

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 1

Artikel: Humor im deutschen Sprachleben [Schluss folgt]
Autor: Haggemacher, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch in Rußland ein neues, vielversprechendes Absatzgebiet gefunden. Im neuen Jahre tritt ebenso das Aluminium von Neuhausen plötzlich stärker auf.

Zusammenfassend hebt sich von dem düstern Hintergrunde der korrupten und äußerst schwerfälligen russischen Zustände die lebensfrohe Energie und Elastizität der japanischen Volkswirtschaft nur um so freier und heller ab. Japan hat sich in der anderthalbjährigen Feuerprobe dieses Krieges nicht nur politisch und militärisch, sondern zugleich auch wirtschaftlich glänzend ausgewiesen und das Vertrauen der Kulturwelt auch in dieser Richtung in hohem Maße gewonnen und befestigt. Es wird davon unter anderm ganz besonders auf dem internationalen Geldmarkt Nutzen ziehen, den es bis zu dieser Kriegszeit nur wenig in Anspruch genommen hatte und der sich ihm noch im Anfang des Krieges äußerst spröde stellte. Auch dieses Eis ist nunmehr gebrochen. Japanische Staatspapiere sind zum gesuchten Anlagewert geworden, und für den weitem Fortschritt in der Hebung seiner Kultur und der Entwicklung seiner Produktion wird Japan künftig überall offene Türen und willige Hand finden.

Heute nach dem Friedensschluß ist nun aber auch für den gesamten Weltmarkt die Bahn frei für einen weitausholenden Aufschwung zunächst des Metallmarktes, weiterhin aber auch der Textilindustrie und der übrigen Hauptzweige der Weltproduktion. Man kann sich dieser Aussicht herzlich freuen, solange sich der Fortschritt in angemessenen Schranken hält. Die große Gefahr des Tages liegt aber in der Übertreibung, in überstürzter Eskomptierung viel zu hochgeschraubter Zukunftshoffnungen. Darin geht jetzt wie gewohnt die Börse voran, und der Sättigungspunkt ist vielleicht schon erreicht oder überschritten, wenn diese Zeilen erscheinen. Möge die alsdann zu erwartende Ernüchterung auf die Kreise der Spekulation beschränkt, die Produktion dagegen möglichst davon verschont bleiben.

Dr. Traugott Geering, Basel.

Humor im deutschen Sprachleben.

Von Prof. Otto Gaggemacher, Zürich.

Humor und das Weben und Walten der Sprache, wie reimt sich das zusammen? Und es reimt sich doch, und wohl mehr als in jeder andern in der deutschen Sprache. Nicht nur bietet sie den Äußerungen des Humors reichliche und köstliche Mittel, nein, sie lebt sozusagen zum teil selbst nur von ihrem ureigensten Humor. Dabei bedeutet Humor allerdings nicht nur Spaß oder Scherz oder lustige Laune, sondern jene grundtiefe Anlage des Wesens und Geistes, hinter den harten und bitteren Schalen der Dinge und Erfahrungen einen schmachtigen, guten Kern zu finden, den wichtigen Ernst des Lebens mit Blumengewinden zu umranken, auch dem scheinbar Sinnlosen einen Sinn zu verleihen.

Nirgends entfaltet sich der Humor im deutschen Sprachleben mehr als auf dem Gebiete der sogenannten Volksetymologie. Unter dieser versteht man das Bestreben aller Angehörigen eines Volkes, der gebildeten und ungebildeten, mit jedem Worte eine gewisse Vorstellung, einen gewissen Begriff, einen eigenen Sinn (griechisch Etymon) zu verbinden, jedes Wort von einem Wortstamme, einer Lautgruppe abzuleiten, deren Bedeutung man kennt.

Wie die moderne Naturforschung, so ist auch die eingehende Beobachtung des Seelenlebens in der Gegenwart beherrscht von dem leitenden Grundgedanken, daß alles Sein und Werden eine Entwicklung bedeute und auf solcher beruhe, also auch die Sprache. Es entrollte sich nun ein von dem biblischen Berichte ganz verschiedenes Bild von deren Wesen und Ursprung. Die Untersuchungen von Wilhelm v. Humboldt, Lazarus, Geiger, Steinthal, Paul, von der Gabelenz, Wundt und andern führten zu besseren Einsichten und sicherern Ergebnissen. Solche sind: die Sprache ist neben andern eine und zwar die höchste und wunderbarste Form des Ausdruckes der Gedanken. Kein Sprechen ohne Denken, wenigstens beim geistig gesunden Menschen. Nicht die Sprache selbst ist angeboren, sondern nur das seelische und leibliche Vermögen, die Anlage dazu. Sie wird jeweilen vom Menschen selbst geboren, wenn er spricht. Sie entsteht aus Reflexen, Rückschlagsbewegungen auf vorangegangene Reize, die die Seele in einen Erregungszustand versetzten. Dieser lastet wie ein Druck auf der Seele. Es drängt sie nun, sich von ihm zu befreien durch eine Äußerung auf physiologischem, körperlichem, dem Nervensystem angehörigen Wege. Staunen, Schrecken, Furcht, der Wille, andere zu mahnen, zu warnen, vor Gefahr zu bewahren, der Geselligkeitstrieb mit dem Bedürfnis der Mitteilung eigener Erfahrungen an andere entäußern sich in Muskelbewegungen der Brust, der Luftwege; und es entstehen nun die Laute. Wer hätte Ähnliches, wie der Urmensch, nicht schon an sich selbst erlebt? Oh, ah, aha, ach! He! St! Pst! Hm! Was alles wollen und können nicht schon diese einfachen Laute sagen. Jedesmal ist eine gewisse Empfindung und eine gewisse Vorstellung damit verbunden, und der Laut wird zum organisch erzeugten Zeichen dessen, was man selbst erlebt und erkannt hat. Andere nun, die Gleiches oder Ähnliches erlebten und erkannten und für sich selbst vermöge der gleichartigen körperlichen und seelischen Natur des Menschen zu gleichen oder ähnlichen Lauten gelangten, nahmen die Lautzeichen jener auf, so daß sich diese Zeichen dann zu einer Sache des Gedächtnisses und der Erinnerung vieler verfestigten.

So ungefähr lassen sich die Ursprünge der Sprache denken. Wie aus den ersten Elementen die sogenannten Wortwurzeln entstanden, wie die Wörter im Laufe langer Zeiten in Verbindung und Beziehung zu einander gebracht wurden, so daß Sätze und mit ihnen ausgesprochene Urteile sich entwickelten, berührt uns hier nicht. Genug, das ist für uns „der Humor von der Sache“, daß der Mensch das unabweishare Bedürfnis hat, mit den Sprachlauten und den Wörtern bestimmte Vorstellungen und Begriffe zu verbinden und auszudrücken.

Ohne solche entbehrt das Sprechen für uns des Sinnes. Daher berührt uns eine Fremdsprache, die wir nicht verstehen, beim Anhören fast lästig, peinlich. Die Unart auch schon größerer Kinder oder gar Erwachsener, gedankenlos zu babbeln, oder das Lallen Betrunkener mutet uns läppisch und widrig an.

Ob es nun nur eine oder mehrere Ursprachen gab, darüber gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander. Gleichviel, die Sprachen sind in ihren Formen, in ihrem Lautstande in beständigem Wechsel und Flusse. Wir können uns schon jetzt keine genaue Vorstellung machen, wie die Sprache unserer Vorfahren im Mittelalter getönt und geklungen hat. Aber sie haben doch dieselben Lautzeichen gehabt, wie wir, könnte man einwenden. Ja, wenn nur überhaupt unsere Buchstaben oder Lautzeichen genügten, den Lautklang genau zu bestimmen. Man denke nur an die mannigfachen Klangabstufungen der Selbstlauter (besonders a, e, o), an die verschiedenartige Erzeugung der Mitlauter (z. B. k, s, r). Nie sprechen zwei Menschen dieselben Laute derselben Sprache ganz gleich. Die Sprache liebt Abwechslung, sie hat ihre Moden, sie überläßt sich Launen, wie manche Schönen. Das gehört auch zu ihrem Humor. Und nicht nur in den Lauten liebt sie Wandel, sondern auch in der Bedeutung der Wörter. Dirne, Frauenzimmer, Schalk, Pfaffe, dumm, schlecht, gemein und noch viele, viele andere Wörter besaßen einst durchaus nur guten Sinn. Manche Wörter kommen im Laufe der Zeit außer Gebrauch und sterben ab; neue entstehen. Bei Ungebildeten, aber auch bei Gebildeten verliert sich das Verständnis des Sinnes der abgestorbenen, und dasjenige für neuaufgekommene ist bei vielen noch nicht da. Wenn das nun schon in der eigenen Muttersprache geschieht, um wie viel mehr bei den Fremdwörtern, die sich in allen Kultursprachen finden, überschwänglich aber, in solchem Maße jedoch ganz unnötig, in der deutschen; denn der Deutschen — nicht nur der Reichsdeutschen — Lieblingslaster war und ist leider jetzt noch vielfach die Bevorzugung des Fremden als ein vermeintlicher Beweis höherer Bildung.

So hört und gebraucht denn der einfache Mann nach und nach viele Wörter, deren Sinn er nicht versteht. Den Denkgesetzen gemäß aber muß und will er sich doch bei diesen ihm fremdklingenden Wörtern etwas vorstellen. Was tut er nun? Er gleicht das unverstandene Wort einem ihm bekannten und verständlichen seiner Alltagsprache an, so gut es gehen will, bald mehr, bald weniger genau, bald wohlbewußt, bald fast unbewußt. Dabei kommt es ihm wenig oder gar nicht darauf an, ob der Sinn des Wortes, dem er das unverstandene angleicht, dem des letztern entspreche. Die Bedeutungen beider liegen oft sehr weit auseinander, ja widersprechen sich völlig. Das Volk — dieses Wort hier nicht nur als Bezeichnung der untern Volksklassen verstanden — treibt sein etymologisches Spiel gewöhnlich mit allem Ernste, ohne daß es des für den Kenner Lustigen in seiner falschen Ableitung eines Wortes inne wird; oft aber weiß es um den Irrtum, bleibt aber mit Absicht des Scherzes halber dabei.

Die Volksetymologie mit ihren Angleichungen und Annäherungen von Wörtern nach Form und Sinn an Wörter andern Ursprungs und anderer Bedeutung darf nicht von pedantischem Hochmut der Gelehrsamkeit als etwas Geringwertiges und Törichtes angesehen werden. Denn in ihr offenbart sich ein gutes Teil des Geistes einer Sprache nicht nur, sondern auch des Volkes, das sie spricht, ja des menschlichen Geisteslebens, der Geisteskultur überhaupt. Und gerade auch der Humor, zu dem sich hier oft Anlaß genug findet, die Komik auf diesem Gebiete läßt einen Blick in die Volksseele werfen. So oft ja die Volksetymologie irrt, so trifft sie doch auch nicht selten besser das Richtige, als die Gelehrten. Und darin liegt auch wieder ein Humor. Wer seine deutsche Muttersprache und ihr Leben im Volksmunde gerne ein wenig belauscht, vernimmt dabei manches Anziehende, Vergnügliche und Belustigende. Alle Kultursprachen haben ihre Volksetymologie. Die deutsche ist daran ungemain reich, besonders die neuhochdeutsche. Es lassen sich ganze Bände davon zusammenstellen. Das treffliche Buch von Andresen bringt etwa 8000 Beispiele und erschöpft doch nicht die ganze Fülle; kein Buch kann sie nämlich erschöpfen, weil die Volksetymologie immer tätig ist. Jeden Tag, jede Stunde bereichert sie sich; jeden Augenblick kann sie auf neue Einfälle geraten. Gleich dem Wize lebt sie von solchen; das Wort Einfall kennzeichnet sie. Das ist der Witz, der Humor von der Sache.

Zunächst einige Beispiele dafür, daß auch die Gelehrten irren können. Nach der Ansicht solcher soll der Schwager (Postillion) aus dem französischen Chevalier deutsch geformt, Schmollis aus sis (mihi) mollis (amicus) entstanden sein, Katzenjammer für Kokenjammer stehen, Hexenschuß für Hechschuß, Bratenrock für Paraderock oder gar für paraten Rock, Kohl aus der Gaunersprache kommen, das Kamel ein dickes Tau und das Nadelöhr ein enges Pförtchen bedeuten, das Sprichwort „Viele Hunde sind des Hasen Tod“ ursprünglich gelautet haben „Viele Hunnen sind des Hagen Tod“; und was mehr dergleichen ausstudierte Funde sind. Das heißt nicht bedenken, daß Sprache überhaupt ursprünglich Poesie, Vergleichung, Sinnbildgebrauch ist. Wie kräftig sind doch die Bilder, die der Volkserklärung in den soeben genannten Wörtern zu Grunde liegen. So denkt das Volk: der Postillion, mit dem ich weite Strecken durchfahre, Essen und Trinken auf der Reise teile, mit dem ich mich unterhalte, dem ich mein Leben anvertraue, der ist mir wie ein Verwandter. Entsprechend wird, allerdings dann mit Anlehnung an das italienische Betturino, in Südtirol der Postillion zum Better. Schmollis hängt mit einem niederdeutschen Worte zusammen, das schlemmen, bei Gasterei schwelgen bedeutet, wobei man sich gerne das Duzen anträgt. Welch tragische Poesie birgt Katzenjammer, in welchem ja oft im Schädel schrecklich unharmonisch nachklingt, was vielleicht als Katzenmusik den Abend vorher das Ohr eines Professors oder Beamten entzückte und hernach einen wohlbegründeten Anlaß bot, die Bedingungen zu einem Katzenjammer zu er-

füllen. Die Schmerzen eines Hexenschusses rasen ja freilich meist in der Gegend der Hexse (Hüfte), aber ihre Plötzlichkeit und Gewalt überzeugt den Volksaberglauben, eine Hexe habe es einem angetan. Der Bratenrock erweckt sofort die angenehme Vorstellung von etwas Leckerem bei einer Festlichkeit; aber alle neun Musen nehmen mit einander Reißaus bei der Vorstellung von einem Rock für die Parade oder gar von einem Rock, den die Hausfrau, die Haushälterin oder der Johann sauber gebürstet an den Nagel bereits parat gehängt hat. Kohl als aufgewärmtes und abgestandenes oder auch sonst fades Gericht erweckt die gegenteilige Empfindung des Bratenrockes. Das Übertriebene im Vergleiche von Kameel und Nadelöhr wirkt kräftig, überraschend, zum Nachdenken anreizend, ähnlich wie im Worte „Der Berg hat eine Maus geboren“ der Gegensatz von Berg und Maus. Und daß viele Hunde des Hasen Tod sind, wußte das Volk aus uralter Erfahrung, lange bevor der grimme Hagen des Nibelungenliedes von den Hunnen getötet wurde; und noch lange nachdem einmal die Nibelungensage verklungen sein wird, gilt wohl Meister Lampe im Volksmund als das anschauliche Opfer vieler Hunde.
(Schluß folgt.)

—*— Allerlei Wissenswertes.

Der Nährwert des Obstes. Im Hochsommer und im Herbst ist allenthalben der Tisch mit frischem Obst reichlich besetzt und vielfach drängt sich die Frage auf, ob das Obst nur ein Genußmittel ist oder aber, ob es imstande ist einen wertvollen Bestandteil der Ernährung auszumachen. Der Geschmack des Obstes beruht hauptsächlich auf Pflanzensäuren (Apfelsäure, Zitronensäure, Weinsäure) und verschiedenen flüchtigen (ätherischen) Ölen. Der Nährwert rührt vornehmlich vom Zucker her. Die Salze dienen dem Aufbau der Mineralstoffe des Körpers, wie sie besonders im Blut und für den Knochenbau notwendig sind. Im allgemeinen ist das Obst in rohem Zustande schmackhafter und erfrischender als in gekochtem. Denn durch die Hitze ist ein Teil der flüchtigen Bestandteile, die gerade den Wohlgeschmack ausmachen, verloren gegangen. Da aber gleichzeitig die Pflanzenfasern durch das Kochen zersprengt worden sind und vorher unlösliche, gallertige Stoffe, sogenannte Pektinstoffe, löslich geworden sind, hat das Obst durch das Kochen an Verdaulichkeit zugenommen, was bei der Ernährung von jungen Kindern und magenempfindlichen Personen von großer Bedeutung ist. Sowohl rohes als auch gekochtes Obst wirken anregend auf die Darmtätigkeit und lassen oft ärztliche Abführmittel sehr zum Vorteil des Kranken entbehrlich erscheinen. Unverdaulich sind die Schalen und Kerne der Weintraube und werden daher zweckmäßig nicht mitgeschluckt. Um zu jeder Jahreszeit Obst zu haben, konserviert man es durch Trocknen (Äpfel, Birnen, Zwetschgen) oder durch Einkochen. Beim Einkochen genügt Zucker